von ihnen ausgesagt. Da giebt es solche, die Weinen-, andere, die Lachkrämpfe erzeugen; Quellen, welche das Gedächtnis erlöschen und wieder solche, welche die Erinnerung beleben sollen; die meisten aber werden als Giftquellen bezeichnet. Es sind dies aber gar keine Quellen, sondern Grotten, Höhlen und Klüfte, aus denen kohlensaures Gas ausströmt. Eine solche Giftquelle war die berühmte Grotta del cane (bei Neapel), eine kohlensaure Dunsthöhle oder Mofette, welche etwa einen Fuß hoch über der Bodenfläche so viel Kohlensäure ausströmt, daß deren Einatmung bei allen lebenden Wesen sofort Erstickungserscheinungen und schon nach wenigen Minuten den Tod herbeiführt. Der edle Vizekönig Peter von Poledo hat in dieser Grotte die zum Tode Verurteilten binnen acht Minuten schmerzlos ins bessere Jenseits befördert. Später wurde das Experiment an Hunden gemacht, daher der Name. Auch jetzt führt zur Belehrung des U. T. Publikums ein auf Kohlensäure dressierter Hund Sterbeszenen mit einem erschütternden Realismus auf. Aber wenn er schon im Verenden ist, ruft ihn der Impresario — der Hüter der Grotte — durch einen Fußtritt ins Dasein zurück. Kostet nur zwei Soldi.

— [Gegen Wundlaufen der Füße.] Ein alter Chirurg teilt in der mährisch-schlesischen Zeitschrift „Altvater“ als sehr bewährtes Mittel, bei Touristen und sonst Marschierenden wundgelaufene Füße wieder gesund zu machen und abzuhärten, das Abwaschen derselben mit einer Mischung von Essig und Wasser mit. Er erzählt, daß, während auf einem Marsche die ganze Truppe aus fast lauter Maroden bestanden habe, seine Kompagnie lediglich infolge Anwendung der Essigwaschungen frisch und marschfähig geblieben ist.

— [Ein raffinierter Gaunerstreich] wird aus Paris berichtet. Ein englischer Industrieritter, der die Ausstellung als geeignetes Feld für seine Thätigkeit betrachtet, traf vor wenigen Wochen in der französischen Hauptstadt ein und trat mit einem Häusermakler wegen Kaufes eines kleinen Hotel garni in Unterhandlung. Der festgesetzte Preis war 50000 Franks, worauf vorläufig 2000 Franks angezahlt wurden. Der geniale Engländer richtete alles im großen Stile her, machte für sein Hotel große Reklame, ließ an allen Bahnhöfen Plakate verteilen, in denen er den Komfort seines in der Nähe der Ausstellung belegenen „home“ pries, und binnen kurzem hatte er sämtliche Zimmer besetzt. In jedem Appartement waren Zettel aufgehängt, worin der Wirt seine Gäste vor Taschendieben warnte und bemerkte, daß er nur für die ihm zur Aufbewahrung übergebenen Wertsachen verantwortlich sei. Mehrere Besucher händigten ihm ihre Banknoten und Pretiosen ein, und als der Biedermann im Besitze von 30000 Franks war, verschwand er eines Tages plötzlich. Doch er kam nicht weit. Der Arm der Gerechtigkeit erreichte ihn sehr bald auf dem Champ de Mars, als er gerade im Begriff stand, sich mit den Taschen eines Besuchers der Ausstellung etwas vertraut zu machen. Der ehrliche Wirt befindet sich nun hinter Schloß und Riegel, und seine vertrauensseligen Gäste waren froh, daß sie wenigstens einen Teil ihrer Wertsachen zurückerhielten.

— [Grönlandfahrer.] Der nach Kopenhagen heimgekehrte Grönlandfahrer Dr. Nansen hat mit seinen Genossen Leiden und Gefahren zu bestehen gehabt, daß man ihrer Versicherung, sie würden um keinen Preis das Wagestück wiederholen, gern glauben schenkt. Im Innern des Landes mit seinen großen Gletschern, Schnee- und Eisfeldern hatte das Eis selbst ein wellenförmiges Aussehen; die Kälte war entsetzlich (45 bis 50 Grad Celsius). Den Wanderern begegnete im Innern des Landes kein lebendes Wesen, nur zwei Schneeammern ließen sich blicken, die eine in der Nähe der Ostküste, die andere an der Westküste Grönlands. Beide flogen gegen Norden. Die Schneeschicht, welche das ganze Innere des Landes bedeckt, hält Nansen für so erheblich, daß er dieselbe auf eine Tiefe von mehreren Tausend Fuß schätzt. Nach seinen Erfahrungen beruht die Vermutung von Oasen im Innern des Landes auf leerem Wahn. Die norwegischen Reisenden haben auch keine Spur von Baum- oder Graswuchs tragenden Flecken im Innern Grönlands zu entdecken vermocht.

— [Eine lustige Geschichte von der Pariser Weltausstellung.] Ein Engländer kam ohne Eintrittskarte an die Pforte Napp und verlangte Einlaß, indem er dem Beamten ein Zweifranesstück überreichte. Dieser machte ihm begreiflich, er dürfe kein Geld annehmen; die Besucher müßten sich selbst die Billete verschaffen, und dazu böten zahlreiche Händler rings um die Ausstellung Gelegenheit. „Ich traue aber diesem Volke nicht,“ antwortete der Engländer, „und will lieber Ihnen meinen Eintritt bezahlen.“ Er bot dem Manne ein 20-Francsstück, dann einen 100- und endlich einen 1000-Francsschein an. Um den eigensinnigen Insulaner los zu werden, zog der Mann einen Francs aus der Tasche und gab ihn einem der zwei Stadtsergeanten; welche den Wachdienst an dem Thore versahen, mit dem Bedeuten, er möge ein Billet holen. Dieser kam mit dem Papierstreifen und sechs Sous zurück und überreichte sie dem Engländer, welcher das Kleingeld einsteckte. Indem er jedem der zwei Stadtsergeanten einen Louisd'or schenkte und dem Kontroleur das Billet einhändigte, aber vergaß, ihm dasselbe zu bezahlen.

— (Sehenswerte Schlafröcke.] Die Petersburger Damen pilgern in diesen Tagen scharenweise in ein großes dortiges Atelier, in welchem drei Schlafröcke ausgestellt sind, welche die Zarin für die Prinzessin Alexandra von Griechenland bestimmt hat, die sich im Juni mit dem Großfürsten Paul von Rußland vermählt. Einer der Schlafröcke ist aus weißem Silberfuchs geschnitten, die Form Prinzesse, den Saum umgibt eine handbreite, aus echten Goldfäden gestochtene Borte. Der zweite Schlafrock ist aus Zobel verfertigt, den vorderen Verschluß markieren sechs, aus echten Perlen gebildete Agraffen. Die Wirkung der weißen Perlen auf dem echten Pelzwerk soll eine außerordentliche sein. Der dritte Schlafrock endlich, glänzender Blaufuchs, wird von einem Diamantengürtel umgeben.

— [Ein bestohlener Polizeibeamter.] Ein Teil der italienischen Geheimagenten war bereits am Sonntag mittag nach Frankfurt a. M. vorausgefahren, während die andern im Hoftrain Platz erhielten. Einem dieser Herren ist hier das seltene Mißgeschick passiert, daß ihm ein unpolitischer Langfinger auf dem Tempelhofer Felde am Tage der Parade die Uhr nebst Kette entwandte! In der italienischen Kolonie erzählt man, er habe den Verlust stillschweigend verschmerzt, um nicht durch eine Anzeige bei der deutschen Polizei zum Gegenstand der Belustigung zu werden.

— [Der arme Emir.] Zwei Mohamedaner aus dem fernsten Osten, welche die „große Glocke“ der Pariser Ausstellung aus ihrer orientalischen Ruhe aufgeschreckt und zum ersten Male ins fränkische Land geführt hat, sind jetzt seit 14 Tagen an den Ufern der Seine und haben zu dieser Zeit zehnmal das Glück gehabt, dem Präsidenten Carnot zu begegnen. „Welch' schöner, stattlicher Mann ist der fränkische Emir“, sagt Mirza zum Jussuf. „Nicht übel,“ erwidert der andere, „aber er muß weder Macht noch Schätze haben! Wir haben ihn doch stets mit derselben Frau gesehen. Hat er denn gar keine andere?“

Rebus.



Auflösung.

Rösselsprung.

Leicht ist der Tadel jedermann,
Der Dümmste kann ihn sprechen,
Doch sieht's nicht an den echten Mann,
Will man den Stab ihm brechen.
Der größte Tad'ler ist der Neid,
Bewußtsein eig'ner Schwäche,
Er ist so leicht dazu bereit,
Daß er dadurch sich räche.

Sonntagsb.

zur

Unterhaltung und Belehrung

Verantwortlicher Redakteur: H. W. Crone.

Beilage des Lüdenscheider Wochenblatts.

Druck und Verlag von W. Crone jr.

№ 23. Samstag, den 8. Juni. 1889.

Pfingsten.

Tage der Pfingsten! Jubelnder Sang
Tönt in die blauenden Weiten; —
Das ist wie ein voller, rauschender Klang
Aus starken, goldenen Saiten.

Es ist eine Zeit voll Herrlichkeit,
Voll Schönheit ohne Gleichen;
Es ist eine wunderbare Zeit,
Eine Zeit der Wunder und Zeichen.

Es hat die Lerche mit lautem Schall
Sich in die Lüfte geschwungen.
Es reden die Wellen und Winde all
In tausend jubelnden Zungen.

Auf den Feldern woget der Armut Brot,
In Knospen pranget die Rose,
Es reift der schwellenden Beere Rot
In silbertauigem Moose.

Ueberall flattert der Maien Grün,
Duftend prangt der Hollunder,
Es ist ein Drängen, ein Blühn, ein Glühn,
Eine Zeit der Zeichen und Wunder.

Wo jede Knospe noch Glück verheißt,
Herz, Herz, was soll das noch werden? —
Es wurde der Liebe heiliger Geist
Ausgegossen auf Erden! —

Frida Schanz.

2)

Die Villa am Rhein.

Original-Novelle von **Mary Dobson.**

(Nachdruck verboten.)

Das Gespräch, an welchem jetzt auch Elisabeth teilnahm, wandte sich anderen Gegenständen zu und ward noch eine Weile fortgesetzt, dann aber war für Helbert Wendtorff die äußerste Frist eines förmlichen Besuchs abgelaufen, und wenn auch zögernd, erhob er sich. Die Gerichtsrätin und ihre Tochter folgten seinem Beispiel und ersterer die Hand reichend sagte er mit unsicherer Stimme:

„Leben Sie wohl Frau Rätin.

„Leben Sie wohl, Herr Wendtorff, und nehmen Sie meine besten Wünsche mit für Ihren Aufenthalt in England,“ entgegnete diese, seine Hand herzlich drückend, „vergessen Sie uns in der Ferne und unter neuen Bekannten nicht so ganz.

„Wie wäre das möglich!“ antwortete er schnell und bewegt, „Nie, nie, werde ich Sie vergessen, so wenig wie die in ihrer Nähe verlebten Stunden! Bewahren aber auch Sie mir ein freundliches Andenken.“

„Wir werden uns Ihrer oft und gern erinnern.“

„Auch Sie, Fräulein Waldheim?“ wandte er sich an Elisabeth, kaum wagend, sie anzublicken.

„Ja, auch ich, Herr Wendtorff,“ erwiderte sie, nur gewaltsam ihre Fassung bewahrend.

Er nahm darauf ebenfalls Abschied von ihr; ihre Augen trafen sich und der beredte Blick drang tief in beider Herz hinein. Dann sagte er, sich nochmals an die Rätin wendend:

„Frau Rätin, würden Sie mir gestatten, Ihnen von England aus zu schreiben?“

„Wenn es Ihnen Vergnügen gewährt, gewiß Herr Wendtorff.“

„Das größte Vergnügen und die größte Freude!“ entgegnete er schnell. „Darf ich aber auch auf eine Antwort von Ihnen rechnen?“ und er blickte sie mit sichtlicher Spannung an.

„Ja, das dürfen Sie!“ antwortete nach momentaner Pause die Gerichtsrätin.

„Nehmen Sie meinen besten Dank!“ erwiderte lebhaft Helbert Wendtorff, während Elisabeths Wangen sich höher färbten. Und nun noch einen Händedruck — noch einen Blick — ein letztes Lebewohl — dann verließ er schnell das Zimmer und das Haus, nicht ahnend, daß er Elisabeth Waldheim zum letzten Male als solche gesehen. —

2. Kapitel.

Etwa eine Woche war seit Helberts Abreise vergangen, und eines Nachmittags saß die Gerichtsrätin allein in ihrem Zimmer. Sie hatte ihre kleine Haushaltung besorgt und wollte ihre Zeitung lesen. Plötzlich hörte sie die Thür ihrer Wohnung öffnen, und ahnungslos auf den Vorplatz hinaustretend, stand sie dem Fabrikherrn Wendtorff gegenüber. Ihre Gesichtszüge mußten ihr Staunen über seinen Anblick aussprechen, denn nach gegenseitiger Begrüßung, die von seiner Seite mit der förmlichsten Höflichkeit geschah, sagte er, ihr ins Zimmer folgend:

„Sie werden überrascht sein, mich hier zu sehen, Frau Rätin, allein ich habe mit Ihnen über eine Sache von Wichtigkeit zu reden, und es freut mich, Ihr Fräulein Tochter nicht zu Hause zu treffen.“

Die Gerichtsrätin blickte ihn noch erstaunter an und ihm einen Platz anbietend, erwiderte sie so ruhig als sie vermochte:

„Meine Tochter ist diesen Nachmittag außer dem Hause beschäftigt.“

„Eine sehr fleißige junge Dame, — gerade von ihr wollte ich mit Ihnen sprechen!“

„Von Elisabeth?“ fragte schnell die Mutter, und ein kühner

, als Herr

…nem … …ren Namen
…t habe nennen hören!"
…aben?" fragte erstaunt die

…s mißbilligen," entgegnete
…us nach ist niemand dazu

…) schnell Elisabeths Mutter.
…reisen gesehen und gesprochen."
…tlich verändertem Ton der Kauf-
…einander aufrichtig sein, was wir,
…wissen, jetzt nicht sind!" —

…e ich, wissen ebenfalls, und leider ist es auch ander-
weitig bemerkt worden, daß unsere Kinder sich nicht gleichgültig
sind."

„Das ist allerdings wahr," entgegnete sich höher aufrichtend die Rätin, „doch sehe ich daran kein Unrecht."

„Ein Unrecht gewiß nicht, denn dem Zuge des Herzens kann niemand widerstehen. Ihre Tochter wie mein Sohn aber müssen diese Neigung unterdrücken, die nie zu einer von ihnen gehofften Verbindung führen kann!" —

„Wer aber steht Ihnen dafür, daß sie überhaupt an eine Verbindung denken?" fragte die Rätin, welche den Fabrikherrn nur zu wohl durchschaute.

„Das kann ich dennoch glauben. Sie haben nicht allein meinem Sohn gestattet, Ihnen zu schreiben, sondern ihm auch Antwort zugesagt. — Diese Briefe aber — "

„Ich verstehe Sie, Herr Wendtorff," unterbrach mit ruhiger Würde die Rätin, „und Sie können in Bezug auf ihren Sohn und meine Tochter jede Sorge schwinden lassen. Ich werde sein erstes Schreiben, sobald es anlangt, beantworten und zwar derart, daß kein zweites erfolgt; meiner Tochter aber die jetzige Unterhaltung mitteilen. Sie wird danach jede Neigung zu Ihrem Sohn, wenn sie wirklich eine solche empfinden, bekämpfen."

„Ihre Tochter ist jung, begabt, liebenswürdig und schön. —"

„Aber sie ist arm," entgegnete mit Nachdruck die Rätin. „Dennoch sind verschiedene Bewerber um ihre Hand vorhanden, und in ihrem Alter, mit den von ihnen genannten Vorzügen ausgestattet, hängt kaum ein junges Mädchen allzulange einer hoffnungslosen Neigung nach." . . . .

Sommer war geworden, die Ferienzeit herangekommen und Elisabeth Waldheim, die fleißiger und thätiger denn je gewesen, wollte mit ihrer Mutter eine Erholungsreise unternehmen, und sie hatten dazu den Besuch einiger süddeutschen Bäder ersehen. Der Plan ging von der Gerichtsrätin aus, denn sie war der Ansicht, daß vornehmlich ihre Tochter der Zerstreuung bedürfe und hoffte diese zweckmäßiger in den lebhaften Städten, als in den schönsten Gegenden zu finden, durch welche schließlich auch ihr Weg sie führen mußte.

Elisabeth Waldheim hatte ihre Neigung zu Helbert Wendtorff mit aller ihr zu Gebote stehenden Willenskraft bekämpft, doch war es noch nicht gelungen, sie ganz zu überwinden, da sie in der Vaterstadt nur zu oft an ihn errinnert wurde. Den Fabrikherrn hatte sie kaum wiedergesehen, eben so wenig ihre Mutter; er vermied beide geflissentlich, da ihm eine Begegnung mit ihnen nicht erwünscht sein konnte.

Helbert Wendtorff hatte den Besuch seines Freundes, eines älteren Bruders von Hermine Stein, Elisabeth Waldheims Freundin gehabt und dieser hatte von London aus an seine Schwester geschrieben, er habe den Freund äußerlich unverändert, als rührigen und thätigen Geschäftsmann gefunden, sei aber überzeugt, daß Elisabeth Waldheims Bild noch frisch in seiner Erinnerung und in seinem Herzen lebte. —

Ende Juli waren die Gerichtsrätin Waldheim und ihre Tochter in Wiesbaden angelangt, wo der Zuzug von Fremden aus den verschiedensten Ländern ihre allerdings hochgespannten Erwartungen bei weitem übertraf. Die Rheinreise hatte ihnen, die in ihrer Heimat durch Naturschönheiten nicht verwöhnt waren, schon großen Genuß gewährt und sie hatten daher diese möglichst ausgedehnt. Zu ihrer Freude bemerkte die Rätin das höhere Rot auf den Wangen ihrer Tochter, den lebhafteren Glanz ihrer Augen und überzeugte sich auch, daß sie sich mit ungeteiltem Interesse der Zerstreuung hingab. Ihre Schönheit und Anmut erregte überall Bewunderung und ihre umfassenden Kenntnisse sicherten ihr stets die beste Reisegesellschaft, mochten sie nun auf der Eisenbahn oder auf Dampfschiffen sich befinden, oder zu Fuß die Ufer des vielbesungenen Stromes durchstreifen.

Auf einer längeren Wasserfahrt hatten sie einen Reisegefährten gehabt, welcher sich in hohem Grade zu der geistig wie körperlich so reich ausgestatteten Tochter der Gerichtsrätin hingezogen zu fühlen schien. Er hatte sich ihnen als Gustav Eschenbach vorgestellt und war in einer der größeren rheinländischen Städte als Bankier und Kaufmann ansässig.

Sein Alter schätzte die Rätin gegen Mitte dreißig, doch war er ein stattlicher Mann mit klugen und zugleich gewinnenden Gesichtszügen, dunkeln und scharfblickenden Augen und von dem Auftreten eines feinen und gewandten Geschäftsmannes. Auf einer Geschäftsreise begriffen, hatte er dem Verlangen, den Rhein einmal hinabzufahren nicht widerstehen können und war auf diese Weise der Rätin und ihrer Tochter Begleiter geworden. An einer der größeren Stationen hatte er sich von ihnen getrennt, vorher aber in Erfahrung gebracht, daß sie sich nach Wiesbaden begeben würden.

Die Rätin hatte den ihrer Tochter erwiesenen Aufmerksamkeiten wohlgefällig zugesehen und da auch diese sie zwar ruhig, doch nicht unfreundlich aufgenommen, so begann ihre mütterliche Liebe und Fürsorge schon einen schönen Zukunftsplan zu bauen, welcher indes, als er sich ohne auf ein Wiedersehen hinzudeuten von ihnen verabschiedete, wieder schwinden mußte.

So waren sie denn nach Wiesbaden gekommen, wo sie, dem Rat einer umsichtigen Reisegefährtin zufolge, sich schon eine Wohnung an der Hauptstraße gesichert. Es herrschte in dem weltberühmten Badeort fast mehr Leben und Treiben, als die an die Ruhe der Provinzialstadt gewöhnte Gerichtsrätin gewünscht, dennoch sagte ihnen dies bald zu und schließlich gewährte es ihnen großes Vergnügen, die mit Menschen und Wagen angefüllten Straßen und Spaziergänge zu durchwandern. Von einem weiten Ausfluge in der Umgegend zurückkehrend, hatten sie gegen Abend des zweiten Tages ihrer Anwesenheit die in der Nähe der Stadt gelegenen und wohlgepflegten Anlagen aufgesucht, und auf einer Bank Platz genommen, welche ihnen den Blick auf die belebtesten Wege gestattete. Hier beratschlagten sie, auf welche Weise die letzten Tagesstunden zu verbringen seien, als sich ihnen plötzlich eine wohlbekannte Gestalt näherte und Herr Eschenbach sie mit gewandter Höflichkeit und unverkennbarer Freude begrüßte.

Sie erwiderten dies einigermaßen überrascht und der Aufforderung der Rätin, neben ihnen Platz zu nehmen, Folge leistend, sagte er, nachdem sein Blick einen Moment länger als erforderlich auf Elisabeth geruht, die im einfachen, aber geschmackvollen Sommeranzuge, in der ganzen Anmut und Frische der Jugend ein Bild war, welches jedes Männerauge fesseln mußte:

„Da ich von meinem Geschäftsdiener erfahren, daß zu Hause alles in bester Ordnung ist, konnte ich mir das Vergnügen nicht versagen, die Stadt Wiesbaden, wo ich so lange nicht mehr gewesen, ebenfalls aufzusuchen!"

„Es wird Ihnen schwer geworden sein, ein Unterkommen zu finden," meinte die Rätin, deren stille Hoffnung sich wieder zu beleben begann.

„Für einen einzelnen Mann ohne große Ansprüche ist leicht gesorgt," erwiderte er lächelnd, „schwieriger aber war es, Sie außerhalb Ihres Hotels aufzufinden!"

„Wir sind fast den ganzen Tag abwesend gewesen."

„So haben Sie sich die Stadt und Umgegend wohl einigermaßen angesehen. Wie lange gedenken Sie zu bleiben, Frau Rätin?"

„Nur noch einige Tage, wir gehen dann nach Homburg und Baden."

„In Homburg wird es Ihnen kaum gefallen, besser in Baden und Sie dürfen nicht unterlassen, auch ein Stückchen vom Schwarzwald zu besuchen! — Doch ich wollte Ihnen einen Vorschlag machen. Es ist diesen Abend jenseits der Stadt ein großartiges Concert, wie kein zweites veranstaltet werden kann, gestatten Sie mir, Sie dahin zu begleiten."

Die Rätin machte Einwendungen, welche jedoch Herr Eschenbach zu überstimmen wußte und Mutter und Tochter nach dem Concert begleitete, von dem sie erst, nachdem lange schon die herrliche Sommernacht angebrochen war, zurückkehrten.

Von dem Abend an war er der stete Begleiter der Gerichtsrätin Waldheim und ihrer Tochter, was man indes in dem belebten Badeorte kaum beachtete, unter Bekannten aber zu Bemerkungen Veranlassung gegeben haben würde. Er war unermüdet, neue Genüsse und Vergnügen für sie ausfindig zu machen und sein Benehmen war dabei ebenso taktvoll wie fein gebildet, so daß es schwer hielt, seine Aufmerksamkeit abzulehnen. Dem Auge der Mutter war es klar, daß er für die Tochter eine schnell entstandene, aber um so heftigere Neigung empfand, und auch diese mußte seine Aufmerksamkeit ähnlich deuten, denn als sie am Morgen des letzten Tages ihrer Anwesenheit in Wiesbaden ihr Frühstück eingenommen, und die Rätin längst das nachdenkliche Gesicht ihrer Tochter bemerkt, sagte diese, sie ernst anblickend:

„In einer halben Stunde wird Herr Eschenbach uns zur Ausstellung abholen, Mutter. Es freut mich, daß wir morgen Wiesbaden verlassen und er wird uns hoffentlich nicht weiter aufsuchen."

„Ist seine Begleitung Dir unlieb, Elisabeth?" fragte die Rätin, sie forschend betrachtend.

„Das nicht," entgegnete diese, leicht die Farbe wechselnd, „allein — "

Ein Klopfen unterbrach sie und auf die Antwort der Rätin trat der Kellner mit einem Brief ein, welchen er ihr übergab und sich wieder entfernte. Von einer unbestimmten Ahnung erfaßt, sah sie ihren Namen auf der Adresse in fester männlicher Handschrift, während die Augen ihrer Tochter sich umdüsterten. Endlich das Couvert öffnend, sagte sie:

„Elisabeth, ich glaube zu wissen, von wem dies Schreiben ist und ebenfalls, was es enthält!"

„Ich auch Mutter," erwiderte ruhig die Tochter und ans Fenster tretend, blickte sie achtlos auf die schon belebte Straße hinab. Nach längerer Pause, in welcher die Mutter den Brief gelesen, fuhr sie fort:

„Herr Eschenbach hält um deine Hand an, Elisabeth und will nach einer Stunde kommen, um Deine und meine Antwort zu erfahren! — Lies selbst" und sie reichte ihr den Brief.

„Elisabeth, was gedenkst Du zu antworten?"

„Ich weiß es nicht Mutter!"

„Aber Herr Eschenbach wird kommen."

„Ich wollte, ich hätte ihn nie gesehen,"

„Sein Antrag kann Dich nur ehren, tausend von jungen Mädchen würden ihn mit Freuden annehmen!"

„Das aber kann ich nicht, Mutter," erwiderte die Tochter mit Nachdruck.

„Du wirst ihn doch nicht ablehnen, Elisabeth?" fragte schnell die Rätin.

„Und wenn ich es thäte?"

„Wolltest du während deines ganzen Lebens vielleicht den harten Kampf ums Dasein kämpfen?" fragte die Mutter mit einem Anflug von Bitterkeit.

„Lieber das thun, als ohne Liebe heiraten!"

„Kind, du weißt nicht, was du sprichst," entgegnete ernst und fast traurig die Gerichtsrätin. „Der Erwerb Deines Lebensunterhaltes wird, so lange du jung und kräftig bist, Dir nicht schwer werden, später aber, wenn Du älter geworden und der Mut der Jugend schwindet, wird Dir nach und nach der Gedanke kommen, daß Du Unrecht gethan, die Dir gebotene Liebe und Stütze eines Gatten, eine gesicherte Lebensstellung ausgeschlagen zu haben! — Du weißt nur zu gut, daß wir bis jetzt kaum im stande gewesen sind, einen Notpfennig zu ersparen. Nach meinem Tode hört meine Pension auf, bis dahin werde ich aber schwächer und Du wirst älter werden."

„Mutter, Mutter, Du entwirfst mir da ein sehr trauriges Zukunftsbild, während ich mich in den Gedanken hinein gelebt, mit erneuter Kraft immer mehr arbeiten und leisten zu können!" rief Elisabeth in schmerzlichem Ton.

„Ich habe nur der Wahrheit gemäß gesprochen."

„Aber nicht daran gedacht, daß ich ein großes Unrecht begehen würde, Herrn Eschenbachs Liebe und Hand anzunehmen, wo mein Herz kaum die Neigung zu Helbert Wendtorff überwunden."

„Nein, Elisabeth, das ist kein Unrecht," antwortete entschieden und zuversichtlich ihre Mutter, „zumal Du sagst, daß Dein Herz diese erste Liebe überwunden,"

(Fortsetzung folgt.)

Verschiedenes.

— Die Wohnzimmer des Kaisers in Schloß Friedrichskron werden mit kostbaren Polstermöbeln, zu denen die Stoffe eigens nach einer Handzeichnung des Kaisers gewebt sind, ausgestattet. Die Lieferung der Stoffe hat ein Berliner Hoflieferant übernommen, und müssen nunmehr, da die Weberei derselben so lange aufgehalten, die Tapezierer in größter Eile arbeiten, um die Möbel fertigzustellen. Das Muster zu den Möbelstoffen stellt buntfarbige Geranienblüten, umrankt von bräunlichen Blättern, auf echt silbernem Untergrund dar; das Meter von diesem in Chenille ausgeführten Gewebe kostet 113 M. Die Gestelle zu den Polstermöbeln sind stark vergoldet und laufen an ihren Endpunkten in geschnitzte Köpfe von Windhunden aus. Auch das Sterbezimmer Kaiser Friedrichs wird gänzlich renoviert und mit neuen Tapeten versehen.

— [Badewesen im Altertum.] Bekanntlich sind die Badeeinrichtungen der Römer noch heute mustergiltig und Julius Walter giebt im „N. Wien. Tagbl." eine Schilderung römischen Badewesens, die in diesen heißen Tagen eine erfrischende Lektüre bietet. In der Kaiserzeit waren die öffentlichen Bäder Freibäder. Männer und Frauen badeten in denselben Räumen; später erließen Nero und Hadrian Gesetze, welche das Zusammenbaden der Geschlechter streng verpönten. In der späteren Kaiserzeit mit dem zunehmenden Luxus und der oft wahnsinnigen Verschwendungslust tritt der sanitäre Zweck der Bäder immer mehr in den Hintergrund; die Bäder sind nur mehr die Heimstätten der Verweichlichung und ununterbrochener Saturnalien. Ueppigste Verschwendung stattet Privat- und öffentliche Bäder mit märchenhafter Pracht aus. Man verschmäht bereits Jaspis, Porphyr, Basalt, nur noch der gelbe numidische, der weiße phönizische Marmor werden zur Auslegung und zur Wandbekleidung der Bäder verwendet, deren Fußböden die kunstvollendetsten Mosaiken zieren. Die noch heute vielbewunderten Bildhauerwerke prangen da: in den Thermen des Titus steht die Laokoon-Gruppe; der farnesische Stier, die Flora und der Herkules in denen des Caracalla; die Dioskuren und der Pferdebändiger bewachen die Eingänge der Konstantinischen Bäder; die krystallhelle Flut, welche die berühmte Wasserleitung spendet, wird verschmäht, Regenwasser wird zu den Bädern gesammelt und aus silbernen Röhren ergießt sich die in Eis gekühlte Welle. Nero läßt mit ungeheuren Kosten Meerwasser zu seinen Bädern herbeischaffen, die er in seinem „goldenen Hause" errichtet hat. Titus läßt dann das ganze Wundergebäude wieder niederreißen und an seiner Stelle Volksbäder errichten. Caligula schwimmt in einem Teiche, dessen Wasser mit wohlriechenden Essenzen parfumiert werden; Heliogabal restauriert sich in mit Safrantinktur gefüllten Piszinen; Hesiostrata badet in Falerner Wein, Agrippina vergnügt sich im warmen Taubenblut — Octavia, Messalina, Statitia finden den Tod im Bade . . .

Eine sehr große Zahl von Heilquellen ist den Alten schon bekannt und mit ihrer Wirkung sind die Aerzte wohl vertraut. Beträchtlich ist die Anzahl der Kurorte in Italien und wohin die Römer auf ihren Siegeszügen kommen und wo immer sie Rast halten, suchen sie die hygienischen Verhältnisse zu bessern; sie legen Wasserleitungen an und gründen an den Heilquellen Kurorte oder bilden sie aus. Sie klassifizieren auch schon, obgleich ihre chemischen Kenntnisse und Reagentien noch gering sind, die Hauptgruppen der Heilquellen: in Salzquellen, Schwefel-, Eisen-, Alaun-, Kalkquellen, nach der sinnlichen Wahrnehmung durch Auge, Geschmack und Geruch; sie kennen die Sinterbildung als Ablagerung der heißen Kalkquellen und benützen sie auch zu künstlerischen Zwecken, zum Beispiel zur Versinterung von Lorbeerkränzen, just wie heute der „Sprudel" zur Inkrustierung von Blumenkörbchen benützt wird; und sie bereiten schon aus sehr reichhaltigen heißen Salzquellen Salz durch Abdampfung, indem sie das heiße Wasser in offenen Gefäßen der Luft aussetzen. Das Wasser verdampft und das Salz haftet als Niederschlag an den Wänden — eine Prozedur, welche man noch bis vor wenigen Jahren in der Brunnenhalle des Karlsbader Sprudels zur Erzeugung des „Sprudelsalzes" übte. Die „Sauerbrunnen" kennen die Römer nicht, es gab eben keine Sauerbrunnen in Italien, und auch heute sind nur sehr wenige kohlensaure Quellen daselbst bekannt. Dagegen wird viel von Gasquellen gesprochen, und gar merkwürdige Dinge werden